

dtv

In einem Wechselspiel der Perspektiven erzählt Johanna Straub eine ebenso überraschende wie anrührende Geschichte über das Erkunden der eigenen Möglichkeiten. Alles dreht sich um Philippa, und zwar über mehrere Generationen hinweg: Ihr Vater kommt zu Wort, ihre kleine Schwester, ihr Freund, ihr Sohn, ihre Enkeltochter und noch viele mehr. Philipphas Sohn ist es, der meint, ein Zebra müsse schwarze Streifen haben, damit man die weißen besser sehen kann. Kontraste bestimmen nämlich den Alltag in ihrer Familie: Betrug und Liebe, Vertrauen und Heimlichkeiten – all das, was ein »ganz gewöhnliches« Leben ausmacht, wird beiläufig, dramatisch oder humoristisch erzählt. Und am Ende wünscht man sich Philippa zur Freundin und Weggefährtin, so abenteuerlich scheint der Alltag an ihrer Seite, so schön der Augenblick.

Johanna Straub wurde 1970 im Hamburg geboren. Sie studierte Rhetorik und Literaturwissenschaft in Tübingen und leitete im Anschluss einen Vertrieb für Dokumentarfilme in Leipzig. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin und Filmemacherin in Berlin. ›Das Zebra hat schwarze Streifen, damit man die weißen besser sieht‹ ist ihr erster Roman.

Johanna Straub

Das Zebra hat
schwarze Streifen,
damit man die
weißen besser sieht

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

September 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© Verlagsbuchhandlung Liebeskind, München 2007
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung von Fotos
von plainpicture/hasengold, Corbis und mauritius images
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13806-2

1. Mondlandung

Es geht los. Sie sagt es tatsächlich, als hätte sie keine eigenen Begriffe für diese Situation, die exakt so alt sein muß wie die Menschheit selbst und die uns mit einem Schlag genauso alt werden läßt. Alt und zu Schablonen, zu Rollen, zu er, sie und es. Es hat mich ereilt, und es beginnt mit diesem Satz, der in den letzten Wochen unaufhaltsam und unausweichlich auf uns zugekommen ist, wie ein verfrühtes Echo. Während sie es sagt, hält sie sich an meiner Hand fest, als könnte ich auch hier für sie übernehmen, ich, der ich in diesem Moment, wie schon seit Monaten, im Geist diesen Satz übersetze, simultan und automatisch übersetze mit – es ist vorbei.

Natürlich freue ich mich. Ich helfe ihr in den Mantel und in die Stiefel im Flur und die Treppe hinunter durch den Hauseingang, auf die Straße, durch den Schnee und vorbei an ausgedienten Tannenbäumen voller trauriger Lamettafäden, durch die Kälte in den Volkswagen, der nicht anspringt, als würde er an meiner Stelle protestieren. Stillstand, einen langen Augenblick, Susannes Hand kneift in mein Bein, vielleicht ein Taxi, der Motor springt an, alles wird gut, meine Seerose, der Wagen und ich, wir funktionieren, wir fahren, es ist glatt, und ich werde Vater.

Der Anfang. Noch ein Gedanke, eine Frage, die in den letzten Wochen immer größer geworden ist, die sich hartnäckig nach vorne geschoben hat, zusammen mit Susannes Bauch. Im Mai. Viel zu kurz diese Antwort, einsilbig, der Mai, der von diesem Januar morgen so weit entfernt ist wie der Mond.

Es schneit heftiger. Der werdende Vater parkt ein, rasant wie nie zuvor, hält eine Zeitung über Susannes Kopf und zieht Susanne durch das Gestöber, durch die Eingangstür. Die Schwester kommt auf uns zu, nimmt sie mir ab, in meiner linken Hand, eben noch fest um Susannes, klingt jetzt, nachdem Susanne mit der Schwester hinter der Tür verschwunden ist, ein Kribbeln nach, wie eine leise Mahnung.

Die Untätigkeit der letzten Wochen auf die Spitze getrieben, nichts tun können, außer zusehen, wie es näher rückt und größer wird. Harren. Eingefrorener Moment. Unbequeme Stühle. Ein leichter Geruch nach nassem Hund. Linoleum, meliert, grau. Neben meinen Schuhen bilden sich dreckige kleine Pfützen. Der Mann schräg gegenüber, kürzerer Bart, älter als ich, vielleicht fünf Jahre, und auf jeden Fall kleiner. Er trägt eine Lammfelljacke, wischt sich über die Stirn mit einem Taschentuch. Er sieht zu mir, kurzes Nicken, auf meiner Zeitung sind feuchte Flecken, 27. Dezember, noch aus dem letzten Jahr. Aus dem letzten

Jahrzehnt, würde Rüdiger sagen, übergenau wie immer, jedenfalls in den kleinen Dingen.

Januar, rückwärts. Im Mai. Das verlängerte Wochenende an der Nordsee. Rüdigers Drängen, die Stadt endlich einmal zu verlassen, die endlose Fahrt, die Reifenpanne auf der richtigen Seite, das Picknick im Rapsfeld, der Kartoffelsalat, die kollektive Magenverstimmung am ersten Abend, das anhaltende Gezanke zwischen Rüdiger und Bärbel, der legendäre Streit um den vergessenen Korkenzieher. Rüdigers Auszug aus dem grünen Zelt in den VW-Bus. Bärbels Abreise am nächsten Morgen, die Fahrt zum Bahnhof in Hektik, der verpaßte Zug und mein vergeblicher Versuch, sie zurückzuhalten, unser langes Gespräch auf Gleis 1. Bei meiner Rückkehr Rüdigers nackter Oberkörper, Susanne in ihrer gelben Bluse, ihre Hand in seinen Haaren und die abgeschnittenen Haarbüschel auf dem Boden. Rüdigers Erklärung, die Sache dulde keinen Aufschub, Nagelschere hin oder her, und Susanne sagte nur, ich könne ja schon mal die Ravioli warm machen. Rüdigers Haare hingen noch Wochen später in Susannes kariertter Decke, und Bärbel war verschwunden aus Rüdigers Wohnung, mit all ihren Sachen und mit Rüdigers Korkenzieher.

Die Schuhe der Krankenschwester quietschen auf dem Boden, sie schiebt einen Rollwagen, abgedeckt mit einem

Laken, zum Glück, ich will gar nicht wissen, was sich darunter verbirgt. Lammfell und ich sehen hoch, synchronisiert und in Bereitschaft. Die Krankenschwester gibt uns ein Zeichen. Wieder nichts, ein Blick von ihm in meine Richtung, aus dem Augenwinkel sehe ich ihn die Taschen seiner Lammfelljacke durchsuchen, er findet nicht das, was er sucht.

In meinen eigenen Jackentaschen rechts ein Taschentuch, das niemals meine Stirn aus der Nähe sehen wird. Links der Brief von Bertholds, ich muß ihn im Vorbeigehen vom Boden aufgehoben haben vor der Tür. Ich weiß schon, was darin steht. Die Schuhe im Flur oder Schnee fegen vor sieben Uhr morgens. Das beruhigende Gewicht des Schlüsselbundes. Noch könnte ich. Aufstehen. Die Zeitung zusammenfalten, langsam durch den Raum zum Abfalleimer, die Zeitung hineinwerfen, einen kurzen Moment stehenbleiben. Lammfell sieht zu mir hoch, in seinem Blick keine Überraschung, nur nackter Neid. Durch die Glastür, durch den Flur mit seinem Geruch und mit den Schreien, die nach allem klingen, nur nicht nach der schönsten Erfahrung der Welt. Vorbei an der Rezeption, durch die Tür auf den Parkplatz und in den Volkswagen, der dort auf mich wartet. Nicht zu weit raus, den Choke. Mit Fingerspitzengefühl. Mit ruhiger Hand. Komm schon. Er springt sofort an.

Vor dem Haus in zweiter Reihe stehen lassen, leise an Bertholds Wohnungstür vorbei, frisches Hemd, paar Sok-

ken in die Tasche werfen, einen Brief an Susanne schreiben, wenigstens einen Zettel. Oder auch nicht. Sie wird es sowieso nicht verstehen, sie steht unter Hormonen, glaubt, mir geht es auch so. Was sollte ich auch schreiben, *Liebe Susanne, ich bin nicht der, der* – der was eigentlich nicht. *Such nicht nach mir. In Liebe – Bernd.*

Rüdiger Bescheid sagen. Er soll sich kümmern. Dann Richtung Süden, solange der VW mitspielt, hoffentlich schneit es nicht. Vögelfrei, wie Rüdiger es nennt. Zu Annegret in Köln. Von vorne anfangen. Jugendliebe, zugeben, mehr Jugend als Liebe. Ihre Enttäuschung dann, als ich ihr sage damals, daß ich nicht mit ihr komme. Ihr Warten, mein Schweigen, mein Warten, ihr Schweigen auf unsere Hochzeitsanzeige. Nein, vorbei. Dann eben nicht Köln, wohin ist auch egal, Hauptsache nicht hier bleiben. Aber wenn ich derjenige bin, der im Volkswagen sitzt, egal, ob er anspringt oder nicht, weil ich überhaupt nicht vorhabe, jemals wieder anzuhalten, wer ist der, der sitzen bleibt in dieser Vorhölle, jedesmal aufspringt, wenn die Krankenschwester vorbeigeht, und eine alte Zeitung zerlegt wie ein zahnloser Hund.

Der heiße Julimorgen, die Scheibe des VW verklebt vom Lindensaft. Komm mit, sagt Susanne, ich will dir etwas zeigen. Unsere geheime Badestelle, Susannes Kreischen, als ich sie ins Wasser werfe, die karierte Decke, was willst du mir zeigen, meine Seerose, ihr Leuchten, als sie meine

Hand nimmt und auf ihren nassen Bauch legt, sie kann es fühlen, sagt sie, es ist ein Mädchen, wir kriegen ein Kind.

Der Film meines Lebens vor meinem inneren Auge. Nicht kleiner werdend, nicht rückwärts, wie sie sagen, wenn es zu Ende geht, sondern vorwärts, Hochzeit, ein Kind, zwei Zimmer, Examen, zwei Kinder, drei Zimmer, Festanstellung, drei Kinder, vier Zimmer, Karriere machen, die Zukunft zerrt. Mein Lächeln spannt, es ist zu neu. Susannes Leuchten. Wenn es ein Junge wird, sage ich, nennen wir ihn Philipp.

Du kannst stolz sein, sagt Rüdiger beim Dauerlauf am Sonntag auf dem Trimpfad im Park, als ich ihn frage, ob er unser Trauzeuge sein will. Rüdiger, der wortgewandte Rüdiger sprachlos, sucht den Horizont ab, als könnte man sie da sehen, die Veränderung, die jetzt auf uns zukommt, klopft mir auf die Schulter und sagt, Susanne ist eine Klasse Frau.

Vater am Telefon wortkarg wie immer. Sein kurzes Grummeln, bevor er den Telefonhörer an Mutter weiterreicht, er nimmt überhaupt nur ab, damit sie ihm nicht eines Tages das Telefon reichen kann und er dann dasitzt, mit dem Hörer in der Hand, und etwas sagen muß, am Ende. Ich weiß, daß er sich freut. Mutter hat es mir gesagt.

Susannes Eltern. Das Kreuzverhör über Donauwellen, selbstgemacht von ihr. Sie Emma und er Philipp, genau wie mein eigener Vater, derselbe Name und trotzdem ganz anders. Der Besuch weniger Besuch als eine Prüfung, die habe ich bestanden, immerhin neun von zehn möglichen Punkten erreicht. Gute Herkunft, guter Name, gute Familie, richtige Konfession. Respektabler Beruf des Vaters, angesehene Beschäftigung der Mutter, ihr Ehrenamt. Meine ausweichende Antwort bei der Frage nach der Schwester ausgeglichen mit guter Wahl der beruflichen Richtung und Perspektive. Richtiges Studienfach und ein Abschluß, der nach allen Berechnungen ebenfalls gut wird und zudem bereits zum Greifen nah ist. Weinbrand, Übergang zur entspannten Phase, eingeleitet mit der Frage, wo Susanne und ich uns kennengelernt haben. Mit dem Sieg über die Situation und Emmas Herz schon in der Tasche, kann ich nicht widerstehen und sage, bei einer Demonstration.

Natürlich auch im Mai, der Tag, an dem ich zum ersten Mal die Buchhandlung betrete. Ich kann, obwohl schon alles gesehen, bezahlt, verpackt und quittiert ist, unmöglich die Buchhandlung verlassen, weil mich die Aushilfe in ihrer gelben Bluse mit einem einzigen Blick in ihren Bann geschlagen hat. Mir sind die Gründe ausgegangen, warum ich unbedingt noch bleiben muß, als es unerwartet laut wird, ein Demonstrationzug auf der Straße vorbeizieht.

Wir stehen schweigend am Ladenfenster, draußen der endlose Zug, die Pfiffe, die unleserlichen Transparente, und schlagartig wird mir klar, daß für mich der beste Weg ist, die Welt vollständig und für immer zu verändern, wenn ich in genau diesem Moment an genau diesem Ort stehen bleibe.

Ich kaufe zwei Wochen jeden Tag ein Buch, und als ich sie dann endlich frage, ob sie mit mir ausgeht, habe ich so wenig Geld übrig, daß ich improvisieren muß. Du hast die Wahl, sage ich zu Susanne, als wir spätabends am verschlossenen Bootsverleih stehen, möchtest du klassisch oder modern. Ich kenne ihre Antwort vorher, Susanne ist keine Tretbootfrau. Ich helfe ihr über den Zaun, und wir rudern hinaus, angetrunken von der Flasche Weißwein, die wir uns hin- und herreichen, viel zu warm und leider auch zu süß, bis wir plötzlich feststecken. Mit einem entwendeten Kahn mitten auf dem See und im Dunkeln mit dem Mond als einer winzig blassen Kurve, ich rudere wie wild, aber wir kommen nicht vom Fleck, sondern Schaukeln nur, verstrickt und verheddert im nie versprochenen Seerosengarten, wie Susanne ihn nennt. Ich pflücke eine aus dem Wasser, fast kentern wir, so fest sitzt sie, so plötzlich gibt sie nach, ich lege sie Susanne um den Hals und sage, daß sie, falls sie rot ist, meine Gefühle für sie symbolisiert, und daß sie, falls sie gelb sein sollte, immerhin perfekt zu der Bluse paßt, die sie an dem Tag anhatte, an dem ich sie zum ersten Mal sah. Susanne sagt nichts, ich

schaffe es endlich, uns aus dem Geschlinge herauszurudern. Noch bevor wir später unter der Laterne sehen, daß die Seerose wirklich rosa ist, weiß ich, daß es ernst ist, dieses Mal.

Das Schweigen im Wohnzimmer von Susannes Eltern. Das Wort Demonstration hängt im Raum wie eine giftige Wolke, das Unverständnis im elterlichen Blick und der Zweifel, als ich dann sage, genauer betrachtet sei es doch eher in der Buchhandlung gewesen, während die Demonstration draußen an uns vorbeizog, vergebliches Warten auf ein Lachen der Erleichterung, das kommt erst, als ich alle Register ziehe und Emma, damals für mich noch Frau Keller, bitte, ob ich vielleicht, ohne allzu maßlos zu erscheinen, noch ein kleines Stück haben könnte von dieser Donauwelle, die viel zu köstlich sei, um ihr widerstehen zu können. Nehmen Sie nur ordentlich, sagt Emma und nimmt meinen Kuchenteller, aber noch während sie mir das dickste Stück auf den Teller legt, sagt sie zu Susanne, ich soll dir übrigens herzliche Grüße ausrichten, vom jungen Battermann.

Ist es ein Zeichen, daß ich Susanne nicht sofort Rüdiger vorgestellt habe, immerhin ein Schritt Richtung Ausgleich, Rüdiger liegt schon seit März mit zwei Punkten in Führung, mit Doris und mit Gabriele? Er will sie natürlich sofort kennenlernen. Ich sage, er kann seinen kleinen Vor-

sprung vergessen. Susanne sprengt alle herkömmlichen Kategorien, Susanne ist nicht ein Punkt, sage ich, Susanne ist so viele Punkte, daß ich jetzt genausogut aufhören kann mit dem Zählen, und als er sagt, daß er dann aber gewonnen hat, lache ich nur.

Die Krankenschwester läuft vorbei und winkt in beide Richtungen ab, ohne einen von uns anzusehen. Lammfell tupft über seine Stirn und stopft das Taschentuch in die Hosentasche. Das erste, fragt er, und ich nicke. Sein zweites, sagt er, und das ist noch viel schlimmer als beim ersten Mal, weil er weiß, was auf ihn zukommt. Eine Tochter hat er schon, geboren vor knapp zwei Jahren, Stefanie, damals achteinhalb, mittlerweile bald dreißig Pfund und ausgestattet mit einem vollständigen Milchgebiß. Momentan ist sie in der Obhut der Schwiegermutter, die bereits zum Stichtag vor neun Tagen extra aus dem Allgäu angereist auf der Matte stand, aber leider seine Situation, nämlich die eines werdenden Vaters, offensichtlich überhaupt nicht nachvollziehen kann, nicht einen Deut, sagt er, und die ihm, gelinde gesagt, mächtig auf den Zeiger geht. Ich weiß, wovon Sie sprechen, sage ich, aber offensichtlich weiß er selbst nicht, wovon er spricht, denn er nervt mich weiter mit phrasenhaften Ausführungen über Stefanies überdurchschnittliche Fähigkeiten in den Disziplinen Laufen, Sprechen und Ähnlichkeit mit Papi. Ich sehe ihn reden, mit dem alten Taschentuch über seine

Stirn wischen, rieche die muffige Lammfelljacke und bin mir sicher, daß wir beide, er und ich, absolut nichts gemeinsam haben.

Sie mögen dich, sagt Susanne nachher im Auto und fragt, warum ich nie von meiner Schwester erzähle. Ich erkläre ihr, daß ich erst vierzehn war, als Anita nach Kanada ging, und daß ich damals mit meinen Gedanken ganz woanders war. Dann lenke ich gefährlich nah an den Straßenrand, sehe ihr in die Augen und sage langsam und mit tiefer Stimme: Und du? Warum erzählst du nie vom jungen Battermann?

Rüdiger und Susanne treffen sich schließlich drei Wochen später, ohne daß ich dabei bin, durch einen blöden Zufall, im Treppenhaus, vor meiner verschlossenen Wohnung. Rüdiger stellt sie sofort, Susanne? Er führt sie ins Café, versprüht seinen berühmten Charme, ich sehe es vor mir. Drei Stunden später stehen sie wieder zusammen vor meiner Tür und wissen bereits alles voneinander, Rüdi nennt sie ihn, woraufhin er in gespielter Wut knurrend die Zähne fletscht, und ich bin derjenige, der den Anschluß verpaßt hat, in drei kurzen Stunden. Heute noch weiß Susanne Dinge von Rüdiger, von denen ich, der ihn seit unserem ersten Semester kennt, nie gehört habe, und ich brauche gar nicht zu fragen, woher sie das weiß, weil ich die Antwort kenne, ach, sagt sie, das hat er mir schon

ganz am Anfang erzählt, ganz am Anfang, als wäre das gemeinsam mit Rüdiger verzehrte Stück Mohnkuchen im Café Walter der Beginn einer neuen Zeitrechnung.

Ich weiß Bescheid, sagt Lammfell jetzt, diesmal wird es ein Junge. Und breitet sich aus über die Vorteile dieser Konstellation und über seine eigene große Schwester, deren Abstand zu ihm exakt dem zwischen seinen beiden Kindern entspricht, als hätten sie es geplant, haben sie natürlich nicht, sein blödes Lachen. Meine Familiengeschichte werde ich ihm nicht erzählen, ich muß Anita endlich schreiben, ihr eine Anzeige schicken, wir freuen uns, die Geburt unseres Sohnes bekanntzugeben, Philipp, hoffentlich stimmt ihre Adresse in Toronto noch. Schon wieder die Krankenschwester, auch wenn sie nicht so aussieht, vielleicht ist sie ja eine gute Fee in diesem Alptraum von einem Märchen, wenn ich mir etwas wünschen darf, dann will ich jetzt bitte an der Reihe sein. Nichts.

Lieber Herr Niemann, wir erneuern heute den Vorschlag, wenn es nicht anders geht, im Winter auch Stiefel und anderes Schuhwerk in dem Teil des Schuppens abzustellen, dessen Nutzung mit Ihnen für Fahrräder und Kinderwagen besprochen worden ist. Die Benutzung des Eingangsraumes, vom dem aus Ihre Wohnung und die von Meyers betreten werden, zu anderen als Durchgangszwecken – wie es gestern der Fall war – ist nicht möglich. Die Beachtung die-

*ser Regelung wird für Sie doch sicherlich kein Problem sein?
Herzliche Grüße, Evi Berthold.*

Ich weiß, was Rüdiger dazu sagen würde, Rüdiger in seiner Rolle als wortgewaltiger Aufklärer. Der Versuch, möglich und gestattet synonym zu verwenden, ist der Versuch, die Revolution im Ansatz zu ersticken. Möglich ist es durchaus, zumal es ja gestern gerade der Fall war, sie schreibt möglich und meint aber gestattet, sie denkt, es sei dasselbe, bloß weil sie selbst den Unterschied nicht kennt.

Die Wohnung hat zweieinhalb Zimmer, ein halbes weniger, als wir mindestens wollten, aber Susanne hat sich schon bei der Besichtigung darauf versteift, wegen der orangefarbenen Küche. Mein Argument, daß man jede andere Küche im selben Farbton streichen könne, überzeugte sie nicht. Als ob sie in keiner anderen Wohnung als dieser jemals glücklich werden könnte. Und weil das halbe Zimmer, das sowieso eher eine Kammer mit Fenster ist, schon von Anfang an als Kinderzimmer eingerichtet werden mußte, schlafe und arbeite ich seit Monaten in einem Raum, was wahrscheinlich der Grund dafür ist, daß ich beides so lange nicht getan habe.

Die Schwester kommt, und diesmal geht sie nicht an uns vorbei, sondern direkt auf Lammfell zu, er steht auf, herzlichen Glückwunsch, sagt sie zu ihm, Sie haben einen

Sohn, knappe neun Pfund. Neun, schreit Lammfell in meine Richtung, als wären wir zusammen im Kegelclub, neun, schreit er noch einmal, und geht mit ihr mit.

Die langen Abende an unserem Tisch in der orangefarbenen Küche. Zu zweit, zu dritt mit Rüdiger, zu viert mit Rüdiger und Janeta, dann mit Rüdiger und Sabine, und seit Ende November mit Rüdiger und Pia. Unsere Gespräche über die Zukunft. Susanne will vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, und Rüdiger sagt, das ist das Wichtigste, Kinder, Mutterstolz und Vaterglück, aber trotz allem, paßt gut auf eure Jugend auf. Susanne lacht ihn an und sagt, daß wir jung bleiben, dafür wirst du schon sorgen, Rüdi, er antwortet nicht, sondern bellt nur bekräftigend, und Pia sagt trocken, Mist, ich habe schon wieder die Leine vergessen.

Den Abend vor der Hochzeit erklärt Rüdiger im nachhinein zum Moment der heruntergelassenen Hosen. Wir sprechen über Susanne, über Janeta, mit der gerade Schluß ist, ich erzähle ihm von früher, von Annegret und sogar von meinem Wunsch, ins Ausland zu gehen und von vorne anzufangen, mit einem komplett neuen Deck von Karten, von meinem Bedürfnis nach Freiheit. Rüdiger fängt an zu lachen. Freiheit, sagt er, lacht immer lauter und sagt es noch einmal, als wäre das kein nachvollziehbares Ziel, sondern ein banaler Witz. Was soll das heißen, sagt

er. Freiheit. Freiheit ist das einzige, was sich verdoppelt, wenn man es teilt, sagt er. Ich sage ihm, daß er aufhören soll mit seinen Sprüchen, und plötzlich wird er ganz ernst und sagt, daß ich das schon ganz richtig mache alles und daß er glaubt, die größtmögliche Freiheit wird erst in einem festen Rahmen möglich, auch wenn das paradox klingt. Wie auch immer er das meint, ich habe auf einmal die Gewißheit, daß Rüdiger auf der Stelle mit mir tauschen würde, wenn er könnte, obwohl ich bis zu diesem Moment immer davon ausgegangen bin, daß er nur spöttisch lächelnd auf mich heruntersieht.

Am nächsten Tag im Standesamt sind Rüdiger und ich angeschlagen, Susanne sieht zum Anbeißen aus, und ich weiß, daß ich will. Unsere Eltern werden nicht warm miteinander, das war zu erwarten. Susanne macht sich Vorwürfe, wir hätten sie vorher aufeinandertreffen lassen müssen, sagt sie, zumindest einmal, damit sie das Gefühl haben, ihr Segen sei uns wichtig. Unsere Eltern sollen doch nicht heiraten, sondern wir, habe ich zu ihr gesagt, aber trotzdem. Beim Portugiesen Philipp Kellers gesetzte Worte, gerichtet an Susanne und mich. Das drückende Schweigen, als Emma Keller meine Mutter nach Anita fragt. Rüdigers unglückliche Scherze, sein offiziell verkündeter Beschluß, Susanne und mich ab jetzt nur noch als die Niemänner zu bezeichnen, als würde er nicht merken, daß meine Eltern bei jedem Mal zusammenzucken. Der

versalzene Fisch. Dann endlich wird es besser, Rüdigers Ansprache an Susanne und mich. Ein kleiner Schritt für die Menschheit, sagt er, aber ein riesiger Schritt für euch.

Das Quietschen der Schuhe kommt näher, die Schwester bleibt vor mir stehen, Herr Niemann, sagt sie, es ist vorbei, Sie haben eine Tochter. Mechanisch stehe ich auf, werfe die Zeitung in den Papierkorb, folge ihr den Flur entlang, gehe durch die Tür, die sie für mich aufhält. Auf dem vorderen Bett die Lammfells, ein Idyll mit Geschrei. Ihn scheint der Lärm nicht zu stören, er reckt seinen Daumen in die Luft und nickt mir zu. Im Bett am Fenster matt leuchtend Susanne, streckt mir die Hand entgegen. Meine Tochter ist das winzige Wesen an Susannes Brust, das Wesen, von dem ich weiß, daß es mein Kind ist.